

1-3 Luzia Hürzeler, *Selbstporträt für die Katz*, 2006
(Video mit Ton, 11:48') / *Ne réveillez pas le chat qui dort*,
2016 (Präparierte Katze, Tuch, Vitrine mit Sockel,
159.5 cm x 59 cm x 49.5 cm) (Fotos: Serge Hasenböhler)



DEZEMBER 2016 – FEBRUAR 2017



HKB-ZEITUNG



Zeit zum Schlafengehen

Eine Katze spielte in Luzia Hürzellers Leben eine wichtige Rolle: die eigene. So realisierte die Künstlerin gar zwei Werke mit ihr. *Selbstporträt für die Katz* (2006) und *Ne réveillez pas le chat qui dort* (2016) wurden kürzlich an der Art Basel ausgestellt.

In Luzia Hürzellers neuester Installation begegnet uns eine alte Bekannte. Vor zehn Jahren war die eingerollte schwarze Katze mit der weissen Schnauze und dem weissen Bauch schon einmal die Protagonistin von einer Videoarbeit der Künstlerin. Im Vergleich zu damals scheint sie gealtert zu sein: Das Fell ist dünner geworden und leicht zerzaust, der ganze Körper wirkt ein wenig eingefallen. Sie liegt auf einem Frotteehandtuch, und wenn sie nicht in einer Vitrine wäre, könnte der Eindruck entstehen, sie habe sich schlafen gelegt. Tatsächlich ist die Katze seit ihrem Auftritt 2006 in Hürzellers Video *Selbstporträt für die Katz* gestorben. Für die neue Arbeit wurde sie ausgestopft und in einer Pose verewigt, die sie in ihrem Leben unzählige Male eingenommen hat.

Die Katze wirkt nicht nur auf den ersten Blick täuschend echt, auch der Titel der Installation von 2016, *Ne réveillez pas le chat qui dort*, lässt einen glauben, sie könne jeden Moment aufwachen. Er fordert die Betrachterin auf, sich ruhig zu verhalten und nicht unnötig Aufhebens zu machen. Vor einer Katze, die sich durch nichts mehr aufwecken lassen wird, läuft diese Aufforderung merkwürdig ins Leere. Heisst sie doch, etwas zu unterlassen, das zu tun uns gar nicht möglich wäre. Selbst wenn der Betrachter das Kunstwerk berühren würde,

läuft er keine Gefahr, die schlafende Katze zu stören. Dafür wird er umso mehr herausgefordert, sie in seiner Vorstellung zum Leben zu erwecken.

In *Selbstporträt für die Katz* springt die noch junge Katze vor laufender Kamera auf einen Sockel mit einer Büste der Künstlerin. Sie beginnt, an der Büste zu riechen und sie abzulecken. Allmählich stellt sich die braun-glänzende Oberfläche als eine Masse aus Katzenfutter heraus. Dass die Figur aus Fleisch eine menschliche Form hat, lässt die Katze unbeirrt. Sie knabbert im Verlauf des Videos beharrlich das nachgeformte Gesicht ihrer Herrin ab, bis sich einzelne Partien lösen und es nicht mehr wiederzuerkennen ist.

Wie in *Ne réveillez pas le chat qui dort* wird die Katze hier bei einer alltäglichen Verrichtung gezeigt, die gleichzeitig ins Absurde abdriftet. Nicht nur das Selbstporträt der Künstlerin ist buchstäblich für die Katz, auch das Bild, das sich der Betrachterin bietet, ist vergebens – oder vielmehr widersinnig. Dass eine Katze einem Menschen die Nase aus dem Gesicht isst, widerstrebt schlicht den natürlichen Verhältnissen. Dasselbe gilt allerdings auch für das Tier, aus dem das Katzenfutter sehr wahrscheinlich gemacht ist. Damit bringt die irritierende Materialverschiebung der Büste das Gleichgewicht der Nahrungskette vollends aus dem Lot.

Auf der Art Basel im Juni dieses Jahres wurden *Selbstporträt für die Katz* und *Ne réveillez pas le chat qui dort* einander gegenübergestellt. Zwischen den Arbeiten spannt sich ein nahezu

vollständiges Katzenleben auf. Man ist geneigt, sich das schwarz-weiße Kätzlein als treue Atelierbewohnerin vorzustellen, die das Schaffen der Künstlerin über Jahre hinweg begleitet, angeregt und beobachtet hat. Gleichzeitig entsteht durch die Gegenüberstellung des Videos und der Installation der Eindruck, als sei die Katze gerade eben vom Bildraum in den Ausstellungsraum gesprungen. Es scheint, als habe sie sich nach ihrem Festtagsschmaus zu einem ausgedehnten Mittagsschläfchen hingelegt. Dass sie im Schlaf ihr bereits ungewöhnlich öffentliches Tierleben überdauert, ist ein Gedanke, der sich erst später einstellt.

→ Johanne Mohs ist Romanistin und leitet an der HKB das Forschungsprojekt *Schreiben im Zwiesgespräch – Das literarische Mentorat als Autorinstanz*.

Luzia Hürzeler ist Videokünstlerin. So bezeichnen sie zumindest viele. Sie selbst sieht sich hingegen als Bildhauerin. Und dies nicht ohne Grund: Hürzeler begann sich schon während ihrer Ausbildung an der Ecole supérieure des beaux-arts in Genf intensiv mit Bildhauerei und Skulpturen zu beschäftigen. Nach Stationen am Chelsea College of Art & Design und der Slade School of Fine Art des University College in London, dem Istituto Svizzero in Rom und der HES-SO in Genf kam sie 2010 als künstlerisch-wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsschwerpunkt Intermedialität an die HKB. Später arbeitete sie als Doktorandin im vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forschungsprojekt *Wir sind im Winterschlaf!*. Ihre Werke waren unter anderem im Kunstmuseum Solothurn, im Kunsthaus Grenchen, im Kunstmuseum Bern, im Centre d'Art Contemporain in Genf und an der Art Basel zu sehen.

Warum sich Luzia Hürzeler als Bildhauerin versteht? Ausgangspunkt eines jeden Werkes ist die Bildidee – «die eigene Bildobsession», wie sie es nennt. «Ein Bildhauer muss sich zuerst den lebendigen Körper oder Gegenstand vorstellen, den er hauen will, bevor er dies tatsächlich tut. Die Bildidee dann in Stein zu hauen, ist sozusagen die klassische Realisierung», meint Hürzeler. Sie selbst transferiert diesen Werkprozess in die heutige Welt: Auch für ihr Schaffen ist die Bildidee zentral, die sie dann aber nicht in Stein, sondern mit unterschiedlichen Medien wie beispielsweise dem Videofilm umsetzt. Mit ihren im Jetzt angeordneten Bildideen konfrontiert Hürzeler die materielle Welt – den darin ablaufenden Prozess hält sie filmisch fest. Dabei lässt sie sich vom Gedanken leiten, «etwas so zu sehen, wie es noch nie zuvor gesehen wurde». Und zeigt durch ihre Videoarbeiten, wie sich bisher selbstverständliche Vorstellungen verändern können.

Die Art der Werkpräsentation ist für die Künstlerin Teil des Schaffensprozesses. So positioniert sie ihre Arbeiten oft installativ oder skulptural im Ausstellungsraum und lässt sie – wie eine Bildhauerin – wiederum zu Körpern werden.

→ Nathalie Pernet leitet an der HKB die Fachstelle Forschung und Entwicklung.

VON JOHANNE MOHS